

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Volksblatt. 1878-1882
1878**

34 (25.8.1878)



Nr. 34.

Strassburg im Elsaß,

25. August 1878.



Sein Wohl und Wohlstand.
Prinz von Württemberg

Prinz August von Württemberg,
 Commandirender General des Garde-Corps, Generaloberst der Kavallerie,
 geboren den 24. Januar 1813.

Prinz August von Württemberg¹.

Im Mai dieses Jahres erhielt Prinz Friedrich August Eberhard von Württemberg den Oberbefehl über die Truppen in den Marken; denselben hatte früher Generalfeldmarschall Graf Wrangel geführt.² Dem sieggekrönten Feldherrn ist dadurch zu seinen vielen andern Würden eine neue zu Theil geworden.

Am 24. Januar 1813 als zweiter Sohn des Prinzen Paul von Württemberg und der Prinzessin Charlotte von Altenburg geboren, trat Prinz August schon im Jahre 1829 in württembergische, 1830 in preussische Dienste. 1840 erhielt er das Kommando des Gardefüssirregiments, 1856 das der Gardelavallerie, 1858 wurde er kommandirender General des Gardecorps. In den Feldzügen 1866 und 1870 hat er letzteres von Sieg zu Sieg geführt. Besonders erinnern

uns die Tage des August an die bewundernswürthe Tapferkeit, mit der die Garde im Jahre 1870 für König und Vaterland kämpfte. In der Einen Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat am 18. August büßte sie 307 Offiziere und 7923 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten ein. In wie manches Auge treten noch heute Thränen bei der Erinnerung an jenen mörderischen Tag! Auch bei Sedan und vor Paris erwarb Prinz August mit seinem Corps zum alten Ruhme neue Ehren. Im Jahre 1874 wurde er zum Generaloberst der Kavallerie mit dem Rang eines Feldmarschalls ernannt.

„Furchtlos und treu“ lautet sein Wahlspruch. Daß derselbe für ihn keine leeren Worte sind, hat er bewährt durch ein reiches Leben.

¹ Bild und Handschrift-Nachahmung sind entnommen der Schrift: „Chr. G. Gottinger, der deutsch-französische Krieg 1870—71. 2. Auflage. Straßburg i. E. 1877.“ Beide sind nach Vorlagen gefertigt, welche Seine Königliche Hoheit dem Verfasser mittheilte.

² Siehe Volksblatt Nr. 1. Seite 2.

Was von Sagen und Geschichten die Dardanellen uns berichten.

(Von W. M.)

7.

Wer sind die beiden Ehrwürdigen, deren Bild wenigstens mit einigen Strichen hier gezeichnet werden soll? Der eine, der damals „rechtgläubigen“ Kirche zugehörig, heißt noch immer mit großen Ehren Johannes Chrysostomus und war Großbischof, beziehungsweise Patriarch in Konstantinopel, der Andre aber, seines Bekenntnisses ein sogenannter Arianer, ist der in derselben Stadt verstorbene und begrabene Gotthenbischof Ulfilas, auch Wulfilas oder Wölflie genannt.

Der Erstre, eigentlich nur Johannes mit Namen, war i. J. 347 in der syrischen Großstadt Antiochien geboren, als der Sohn angesehener Eltern. Seine frühe verwitwete Mutter, die ebenso geistvolle als christlich-fromme Anthusa, widmete sich mit aller Sorgfalt der Erziehung des reichbegabten Sohnes, und, während er seine wissenschaftliche Ausbildung in der Schule des berühmten heidnischen Redners Libanius erhielt, war es der ehrwürdige und fromme Bischof Meletius, der einen so mächtigen Einfluß auf den fromm-gestimmten Jüngling ausübte, daß sich derselbe aus freien Stücken für die Wahl des geistlichen Berufs entschied. Nach seiner Mutter Tod sechs Jahre in Wald-einsamkeit dem Klosterleben obliegend, dann aber durch die Schwächlichkeit seiner Gesundheit zur Rückkehr in die Stadt gezwungen, war er bereits 39 Jahre alt, als er i. J. 386 mit der Priesterwürde auch das Recht zu predigen erlangte. Nun aber gewann er in kurzer Zeit durch seine glänzende Rednergabe und die Trefflichkeit seines Characters ein so hervorragendes Ansehen, daß er i. J. 397 einen Ruf nach der kaiserlichen Residenz erhielt und, durch eine List aus Antiochien herausgelockt, nach Konstantinopel verbracht wurde. Ob er zwar diese Reise zur See gemacht und in Wirklichkeit durch die

Dardanellenstraße dahin gelangt ist, kann ich nicht verbürgen: desto gewisser ist, daß er in Konstantinopel zur damals höchsten kirchlichen Würde eines Patriarchen emporstieg, sich den Ruhm des ersten Kanzelredners der alten Kirche erwarb, und, obwohl auf schlüpfrigstem Boden stehend, gleichwohl seinen unbestechlich-ernsten, seinen unparteiisch-gerechten und furchtlosen Character ohne Makel festgehalten hat. Seiner glänzenden Beredsamkeit verdankt er den erst im 7ten Jahrhundert ihm beigelegten Ehrennamen Chrysostomus, d. i. Goldmund, dagegen durch seine nach Oben wie nach Unten ohne Ansehen der Person die Sünden strafende Rede zog er sich den Haß der sittenlosen Kaiserin Eudoxia in dem Grade zu, daß diese seinen Sturz beschloß und, solchen in's Werk zu setzen, bald auch erwünschten Vorwand und hilfreiche Hände fand. Willkommenen Vorwand bot nämlich der Umstand, daß sich der Edeldenkende, dessen oberster Grundsatz war, daß „der Glaube gelebt werden müsse“, der als ketzerisch verfolgten Origenes-Anhänger kräftig annahm. Jetzt versammelte die Nichtwürdige in einer Vorstadt von Chalcedon „bei der Eiche“ eine Synode von sechsund-dreißig ihr knechtisch ergebenden Bischöfen, welche unter abgeschmackten Anschuldigungen die Absetzung und Verbannung des Vielgeschmähten aussprach. Obgleich sich nun um den edlen Großbischof eine Gegenynode von etlichen und vierzig Bischöfen sammelte, und die Bevölkerung der Stadt entschieden, ja in einer Weise für ihn Partei nahm, die sich leicht bis zu blutigen Gewaltausbrüchen steigern konnte: so wich er doch, eben um Blutvergießen zu verhüten, der Gewalt und ging in die Verbannung. Aber der Volksaufstand brach dennoch los, und ein in dieselbe Zeit fallendes Erdbeben, zusammen mit jenem, verursachte einen solchen Schrecken, daß der Verbannte schon nach wenigen Tagen zurückgerufen und

in sein Amt wieder eingesetzt wurde. — Freilich nach zwei Monaten warf die Arglistige die Larve ihrer Heuchelei wieder ab, setzte auf's Neue die Verbannung des von ihr tödtlich Gehaßten durch, und der also Verfolgte, dessen Wahlspruch gewesen: „Ehre für Alles sei Gott!“ erlag seinen mehrjährigen Leiden am Ostufer des Schwarzen Meeres am 14. September 407. — Doch wurde wenigstens sein Gebein i. J. 438 im Triumph nach Konstantinopel gebracht, ein Act der Wiederherstellung und Ehrenrettung, der etwas Veröhnendes hat, aber freilich auch an das Wort des alexandrinischen Dichters erinnert:

Drum der Tod söhnt Alles us, —

„Wann's mengmol numme nit z' spot wär!“

Jetzt auch ein Weniges von seinem etwas ältern, aber gleichhehrwürdigen Zeit- und Amtsgenossen, dem Gothenbischof Ulfilas. Wir thun dessen um so lieber Erwähnung, als uns sein Standort in der Geschichte an jene gewaltige Massenbewegung der Völker gemahnt, welche, unter dem Namen „Völkerwanderung“ bekannt, im 4. und 5. Jahrhundert unsrer christlichen Zeitrechnung die ganze europäische Welt erschütterte, vielfach verschoben und von Grund aus umgewandelt hat. Geboren i. J. 318 (nach Andern schon 313) verlebte er die erste Hälfte seines siebzig Jahre umfassenden Pilgerlaufs jenseits, d. i. nördlich von der Donau, woselbst seine Landsleute, die Westgothen, genauer die bereits christlich gewordenen der Westgothen, damals noch ihren Wohnsitz hatten. Bis in sein 30stes Lebensjahr nur mit dem niedern Amt eines Vorlesers betraut, wurde er i. J. 348 (bezw. 343) von den Arianern zum Bischof der Gothen erwählt, und, obwohl in erster Linie von ganzem Herzen ein Bibelchrist, machte er aus seiner von der herrschenden „Rechtgläubigkeit“ abweichenden Denkart kein Hehl. Denn i. J. 360 (bezw. 355) hat er in Konstantinopel das Arianische Bekenntniß unterzeichnet, und noch vor seinem Hingang hinterließ er seinen Gothen ein Glaubensbekenntniß, das uns sagen mag, wie ein ächter arianischer Christ von damals dachte. In diesem Bekenntniß nämlich nennt Ulfilas Gott den Vater, „den Einigen und Untheilbaren“, und den heiligen Geist „die Kraft, welche erleuchtet und heiligt“, und hält dafür, der heilige Geist sei „selbst weder Gott noch Herr, sondern ein Diener Christi und dem Sohn in Allem untergeben und gehorsam, wie der Sohn in Allem untergeben und gehorsam sei dem Vater, dem immerdar heiligen“. — Daß aber, der so glaubte und sein Leben lang bekannte, nicht bloß ein Freund der Bibel, sondern auch ein Meister in der Schrift war, der ein halbes Mannesleben daran setzte, um dies Buch der Bücher — zum ersten Mal geschah's durch ihn — zum Volksbuch zu machen, das beweist seine als vortrefflich bezeichnete Uebersetzung der Bibel in's Gothische, welche höchstverdienstvolle Arbeit er in den Thälern des Hämus (Balkangebirges) vollendete; denn dort hat er die andre Hälfte seines Lebens zugebracht. — Wie das kam? Als die Hunnen

über die Wolga gegangen waren und Alles vor sich her verdrängten und weiter schoben, gingen die christlichen Westgothen unter ihrem nun auch Christ gewordenen Fürsten Frithigern über die Donau nach Thracien und Dacien und ließen sich in besagtem Gebirge nieder, mit ihnen ihr hochverehrter Bischof. Denn von ihm pflegten sie zu sagen: „Was Wulfila thut, ist gut und muß zum Heile ausschlagen. Wulfila kann nichts Böses thun.“ „Seinen vertrautesten Priester“ nannte ihn Frithigern selbst, und als den „Moses der Gothen“ ehrte ihn sogar Kaiser Valens. Zweimal diente Ulfilas dem Erstern als Gesandter an diesen, und zwar das andre Mal unter Umständen, die wir unter den gegenwärtigen Zeitläuften näher zu bezeichnen, besonders Anlaß haben. Wie oft hörten wir in diesen Tagen von Adrianopel, der im letzten Kriege in russische Hände gefallenen Türkenstadt! Nun es sind in diesem gegenwärtigen Jahrgang 1878 geradeaus fünfzehnhundert Jahre, daß eben dort eine Hauptschlacht geschlagen wurde, welche mit einer Niederlage des Kaisers Valens und mit dessen schrecklichem Flammentode zu Ende ging. Hatte nämlich zuvor die Habgier der römischen Statthalter die Gothen zu Raubzügen gereizt, so trat ihnen jetzt — es war i. J. 378 — der Kaiser mit seinem römischen Kriegsheer entgegen, und bot ihnen bei Adrianopel die Schlacht. Frithigern sandte deshalb seinen mit obigem Ausdruck genugsam bezeichneten Parlamentär, um unter Anbietung ewigen Bündnisses für seine Gothen feste Wohnsitze in Thracien zu erlangen. Valens ehrte diesen Voten auch jetzt, aber er brannte von Begierde loszuschlagen und eröffnete in der Frühe des 9. August die Schlacht. Mit 200,000 waffenfähigen Streitern stand ihm Frithigern gegenüber. Derselbe bot auch während der heißen Schlacht noch einmal die Hand zum Frieden, auch dies Mal umsonst. Mit einbrechender Nacht war die Niederlage des Byzantiners entschieden, der Kaiser selbst aber, tödtlich verwundet in seinem Zelte liegend, wurde, „weil er Blutvergießen statt zweimal gebotenen Sühnevertrags gewählt“, mit seinem ganzen Gefolge verbrannt. — Zehn (beziehungsweise 5) Jahre später starb Ulfilas. Seine Bemühungen, dem arianischen Christenthum die Anerkennung von Seiten der rechtgläubigen Kirche zu erringen, waren erfolglos geblieben, auch seine jüngst wieder in Konstantinopel darauf zielenden Schritte scheiterten an der Härte und Zähigkeit der dort versammelten Bischöfe. Darüber brach ihm das Herz i. J. 388 (bezw. 383). Aber wenigstens dem Todten für seine Person konnte man nicht ganz versagen, was man dem Lebenden für sein Bekenntniß und für die durch ihn vertretene Kirchengemeinschaft nicht gewähren wollte. Das glänzende Leichenbegängniß, das man ihm bereitete, und welchem außer einer ungeheuern Zahl von Laien auch alle Bischöfe sich angeschlossen, bezeugte es, daß man einen Ehrwürdigen und einen Bischof nach dem Herzen Christi zu Grabe trug.



Der Zahnarzt.

Nach einem Kupferstiche von Lukas von Leyden (geboren 1494 in Leyden, † 1533 ebenbaselst.).

Wie großes Wehe obiger Bauer aussteht, welcher in die Hände eines Quacksalbers fiel, spricht sich in seiner ganzen Haltung aus. Seine traurige Lage macht sich nun gar noch die Frau zu Nutze, welche dem vor Schmerz auf Nichts achtenden Manne das Geld aus der Tasche stiehlt. Der Zahnarzt steht, wie aus Stein gemeißelt, achtungsgebietend da; er macht den Eindruck, daß er sich in seiner Sache ganz sicher fühlt.

Der Künstler, welcher dieses Bild fertigte, war schon als Knabe so fleißig, daß ihn seine Mutter von der Arbeit abmahnen, ihm sogar Nachts das Licht entziehen mußte. Er brachte es denn auch bald sehr weit. Seinen ersten Kupferstich soll er schon als 9jähriges Kind veröffentlicht haben. Zwölf Jahre alt, war er bereits ein geachteter Maler; für eine damals gefertigte Arbeit erhielt er so viele Goldstücke, als er Jahre zählte. In seiner späteren Lebenszeit wurde er durch Krankheit lange auf das Siechbett geworfen, gleich-

wohl wollte er nicht müßig bleiben, sondern er fand Vorrichtungen, welche ihm ermöglichten, im Bette zu malen. In Folge dieser rastlosen Thätigkeit gelang es ihm trotz seines kurzen Lebens (er wurde nur 39 Jahre alt) allein 170 mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Kupferstiche zu vollenden.

Im Gegensatz zu vielen andern Künstlern, welche mühsam ihr Brod verdienen mußten, hat er sich, besonders in Folge seiner Verheirathung mit einem begüterten Mädchen, eines bedeutenden Vermögens zu erfreuen gehabt. Daher konnte er, von äußerer Noth nicht gedrängt, mit Lust und Liebe arbeiten. Er machte Reisen, knüpfte Verbindungen mit andern Künstlern an, übte auf dieselben Einfluß aus, lernte aber auch von ihnen und hat sich durch dies Alles zu einem Künstler ausgebildet, dessen Werke noch heute hochgeschätzt sind.

Die beste Weise, Erdbeeren zu ziehen.

(Von A. F.)

Bei der bedeutenden Höhe, welche die Preise der Lebensmittel schon seit langer Zeit behaupten, war wohl das Streben nach einer möglichst hohen Ausnutzung des Grund und Bodens ein ganz natürliches. Mit den Fortschritten in der Landwirthschaft gingen die im Gartenbau Hand in Hand, und manches früher wüste Fleckchen Land ist durch fleißige Hände gezwungen, nun alljährlich seine Ernten zu liefern.

Es ist bereits oft genug gesagt und geschrieben worden, daß der Boden stets durch Obstbau den höchsten Gewinn gibt — wo jedoch die Gelegenheit zu vortheilhaftem Absatz vorhanden, dürfte wohl das sogenannte „Naschobst“ den Ertrag der Fruchtbäume noch übertreffen. Auf das kleinste und unscheinbarste von all unsern fruchtpendenden Gewächsen sei mir gestattet hier besonders hinzuweisen; denn bei den richtigen Bedin-

gungen steht es an Einträglichkeit als Verkaufsfrucht allen andern voran: es ist die Erdbeere. Schon der Umstand, daß sie die erste Frucht ist, die uns in heißer Sommerzeit erquickt, verschafft ihr in Städten, Bädörtern u. s. w. einen stets sichern Absatz, und besonders die frühreifen Arten werden sehr hoch bezahlt. Die kleine Monatserdbeere ist außerdem zu Mischtränken (Bowlen) sehr beliebt.

Um jedoch den Erdbeerenanbau mit Erfolg im Großen zu betreiben, müssen auch die Bodenverhältnisse dazu geeignet sein; denn diese Pflanze liebt ein leichtes humusreiches Erdreich und eine mehr feuchte als dürre Lage. Ist das Land, über welches man zu verfügen hat, aber nicht allzu bündig und fest, so läßt sich bis zu einem gewissen Grade der Natur nachhelfen. Zu diesem Zwecke wird der Boden recht tief bearbeitet und reichlich mit Stallmist gedüngt, sodann mit so viel Sand und Walderde vermischt, daß eine lockere humöse Erde entsteht.

Die gewöhnliche Pflanzweise der Erdbeeren war stets die im Verband auf ziemlich umfangreichen Plätzen, ich möchte indeß, auf Grund meiner eigenen Erfahrungen, den Anbau in schmalen Randbeeten (Rabatten) empfehlen, der gewiß, wenn er erst mehr bekannt ist, überall den Vorzug gewinnen wird. Es ist dabei nur nöthig, Landstreifen von ungefähr 1 Fuß Breite in oben angegebener Weise zu bearbeiten, die durch schmale Fußsteige von je $\frac{3}{4}$ Fuß Breite getrennt werden. Auf die somit entstandenen Randbeete werden die Erdbeerpflanzen entweder einzeln bei 1 Fuß Abstand, oder zu Dreien: * * * bei etwas größerem Zwischenraum gesetzt, und zwar eine jede in eine mit Walderde gefüllte Vertiefung.

Die geeignetste Zeit zur Pflanzung ist stets der Monat August. Es sind zu dieser Zeit an alten Erdbeerstöcken bereits recht kräftige Ausläuferpflanzen vorhanden, die, wenn man sie nahe von der Mutterpflanze abnimmt, ebenso gut, vielleicht sogar besser zur Anlage neuer Beete sind als getheilte alte Stöcke. Doch sehe man darauf, von den volltragendsten Büschen die Vermehrung zu nehmen.

Es ist sonderbar, daß noch immer die Ansicht von männlichen und weiblichen Erdbeerpflanzen allgemein verbreitet ist (selbst unter Gärtnern). Man meint, die unfruchtbar blühenden, männlichen Stauden dienen zur Befruchtung der übrigen und man müsse zu diesem Zwecke stets einige derselben in der Pflanzung behalten. Und doch habe ich oft genug auf meinen Erdbeerbeeten nicht eine einzige unfruchtbare Pflanze gefunden! Andre Beobachtungen wieder zeigten mir das Taubwerden der Blüthen an einzelnen Zweigen eines sonst fruchtbaren Stockes — es ist mir mithin nicht zweifelhaft, daß die Sage von den getrennten Geschlechtern der Erdbeerstaude durch eine krankhafte Erscheinung während der Blüthezeit entstanden ist. Die Fruchtbarkeit eines einzelnen Erdbeerbusches, den man im Plumentopfe pfllegt, liefert schon den Beweis, daß in der Blüthe beide Geschlechter vereinigt sind.

Kommen wir indeß wieder zu den Anpflanzungsregeln zurück, bei denen ich noch Folgendes zu beobachten bitte:

In einigermaßen günstiger Lage habe ich eine Deckung zum Schutz gegen die Winterkälte nicht nöthig gefunden, doch hat man im März die vom Frost gehobenen Pflanzen wieder einzudrücken. Im April werden alsdann die Randbeete behackt und gesäubert, d. h. alle Ausläuferranken und welken Blätter entfernt. Anfang Mai, wenn die Knospenbildung vor sich geht, möge man die Pflanzen mit dünnem Guanowasser begießen, am besten Abends bei feuchtem Wetter, und nach etwa 8 Tagen diesen Düngguß noch einmal wiederholen. Ich habe davon weit bessere Erfolge erzielt, als durch das Untergraben kurzen Stalldüngers, welches in Gartenschriften stets empfohlen wird.

Gleich nach der zweiten flüssigen Düngung ist die Deckung des Bodens angezeigt und nicht genug zu empfehlen; denn sie gewährt einen doppelten Nutzen: einerseits dem Boden die sehr nöthige Feuchtigkeit zu erhalten, andererseits die reifenden Früchte vor Schmutz und dem Venagen der Schnecken u. s. w. zu schützen. Möge man hierzu nun Tannennadeln, Flachsfasern, Sägespäne, Häcksel oder Coatsfasche nehmen — was man grade hat; nur Moos ist zu vermeiden, da es den Schnecken zum willkommenen Aufenthalt dient. Bei trockenem Wetter ist das Gießen vor und während der Blüthe von großem Nutzen für reichlichen Fruchtansatz. — Sobald die Früchte reifen, beginne man wieder mit der Entfernung der Ranken (mit Ausnahme der zur Vermehrung nöthigen) und fahre bis in den Herbst damit fort. Dieselben können, nachdem sie ein wenig welk geworden, noch zum Anbinden von Sträuchern und Weinreben benutzt werden.

Stehn die Erdbeeren bereits 3 Jahre an derselben Stelle, so ist zu rathen, an einem andern Flecke eine neue Anpflanzung anzulegen; denn diese Frucht verlangt alle 4 Jahre neues Erdreich, wenn sie nicht verkümmern und ausarten soll.

Nun zum Schluß noch Einiges über die zum Anbau passenden Sorten. Die vier Hauptarten zur Anpflanzung im Garten sind folgende:

1) Monatserdbeeren (*Fragaria semperflor*). Sie sind kleinfrüchtig, doch sehr volltragend, leider meistens etwas sauer, jedoch zu Bowlen beliebter als die großen Sorten. Ganz vorzüglich sind sie zu Einfassungen geeignet, und möchte ich dazu besonders die schöne unter dem Namen «Gaillon» bekannte rothe Monatserdbeere ohne Ranken empfehlen.

2) Die Scharlach- oder Virginische Erdbeere (*Fr. Virginiana*). Trotz der ungeheuren Ergiebigkeit dieser Art (die bekannte Bienenforberdbeere bringt zuweilen 2—300 Früchte an einer Pflanze) möchte ich dieselbe doch nicht zum Anbau empfehlen, da sie gar zu arm an Süßigkeit und Aroma (gewürzigem Geschmack) ist.

3) Die Bierländer (Hamburger) oder Moschuserdbeere (*Fr. elatior*). Diese schöne Art ist

von einem ganz besonderen, milden Aroma, dabei auch volltragend. Besonders empfehlenswerth: La belle Bordelaise und Bijou de fraises.

4) Die Ananaserdbeere (Fr. grandiflor). Die, meistens durch ihre Größe ausgezeichneten, Früchte übertreffen an Süßigkeit und herrlichem Aroma alle andern Arten. Leider war diese Krone der Erdbeeren früher undankbar im Ertrag, doch hat man durch neuere Züchtungen auch diesen Fehler zu heben verstanden, so daß nun eine reiche Auswahl von Spielarten die lohnendsten Erfolge sichert. Durch vielfache Versuche und Vergleiche bin ich im Stande, vor Allem die folgenden empfehlend hervorzuheben: 1) Goliath, riesige Frucht, süß, und besonders sehr saftreich; dieselbe läßt sich auch vermöge

ihrer äußeren Festigkeit am besten fortzuschaffen. —

2) Browns-Wonder, ebenfalls sehr schön von Geschmack und volltragend, doch bedeutend weicher. —

3) Marguerite, vorzügliche Markt- und Tafelfrucht.

— 4) Ananas perpétuelle, von außerordentlicher Süße, nicht ganz so reich im Ertrag, sich jedoch dafür wieder ersetzend.

Da die genannten Arten nicht in allen Gärtnereien zu haben sind, so mögen noch die folgenden hier genannt sein, bei denen man ebenfalls sehr gute Erfolge erwarten darf: Duc de Malakoff, Sir Harry, Princess Alice, Lucas, La Constante, Empress Eugenia, May-Queen.

Sonderlinge.

„Das ist ein sonderbarer Kauz, ein eigenthümlicher Mensch,“ wer hätte noch nicht im tagtäglichen Verkehr, im Amt und Beruf, im Handel und Wandel über manchen seiner Mitmenschen also gerufen? Fürwahr, es gibt unter uns viele, welche in ihrem ganzen Wesen und Benehmen Züge und Merkmale haben, die ihnen ganz allein angehören und die ihr persönliches Eigenthum sind, Züge und Merkmale, wodurch sie sich von allen anderen absondern, weshalb man sie eben für eigenthümliche Leute, für Sonderlinge erklärt. Es sind nicht uninteressante Leute, sie ziehen leicht durch ihre auffällige Lebensweise die Blicke ihrer Umgebung auf sich, stoßen wohl auch den regelmäßig angelegten Alltagsmenschen ab. In ihrer ganzen Art befunden sie eine gewisse Selbstständigkeit, die meist auf einer zähen Willenskraft ruht und aus dem Muth hervor geht, dem Urtheil der Mitwelt zu trotzen. Die Sonderlinge können oft recht unbequem werden, da keine Ueberredungskunst sie von ihren Gewohnheiten abzubringen im Stande ist. Man könnte eher einen Mohr weiß waschen, als einen echten Querkopf mit all seinen ungelentigen Manieren zum Wohlgefallen Anderer umgestalten. Vernachlässigung in der Selbsterziehung, einseitige Lebensbeschäftigungen, von Jugend an genährte Vorurtheile, auch die Einflüsse von manchem Stadt- oder Landleben bewirken und befördern die Eigenthümlichkeiten; fängt der Mensch einmal an, ein sonderbares Wesen anzunehmen, so hört das Absondern meist nicht leicht auf, sondern nimmt sehr schnell zu.

Fast ein jeder Mensch läuft Gefahr, Curiositäten und allerlei auffallende Eigenschaften in seinem Wesen anzunehmen, welche er gewöhnlich selbst kaum merkt, die aber seinen Beschauern und Beurtheilern nicht entgehen. Da kann es vorkommen, daß Jemand etwas schrecklich schön findet, und daß sich Mancher fürchterlich freut. Wie viele fangen in der Unterredung immer wieder mit dem Worte „Verzeihen Sie“ an, auch wenn gar keine Veranlassung zum Vergeben und Vergessen vorhanden ist. Es ist bekannt, daß man fast bei den meisten Menschen an der äußeren Haltung, an

dem Gang und Benehmen ihren Stand errathen kann, weil darin das ihnen eigenthümliche Wesen ausgeprägt liegt, doch bei vielen Arten diese Eigenthümlichkeiten in auffallender Weise aus; man denke unter anderem an den krummen Gang der Schacherer, an die sonderbare Haltung der Hand bei vielen Schneidern, welche nicht unterlassen können, selbst beim Spaziergang die Finger so zusammenzulegen, als hätten sie eine dünne Nähnadel darin. Gerade der Lebensstand scheint den größten Einfluß auf die „sonderbare“ Ausgestaltung des Menschen auszuüben; wie oft hört man, wenn von einzelnen Menschen die Rede ist: „Das ist ein echter Apotheker, ein echter verdrehter und verkehrter Gelehrter, ein richtiger Schuster!“ Ueber die Vertreter des edlen Lehrerstandes weiß alle Welt viele Schnurren und Witze zu erzählen. Warum? Nun, sie sind auch gar scharfen Beobachtern und Beurtheilern ausgesetzt. Da sitzt das schnippige Mädchen in der Töchterstube, flüchtig und in Gedanken überall, aber auf eins weiß es seine ganze Aufmerksamkeit zu richten, nämlich welche Eigenthümlichkeiten der Lehrer hat, und mancher Junge, der in allen Lehrfächern Nichts leistet, weiß das Auffällige in der Persönlichkeit des Schulmeisters sofort herauszufinden und zum Ergötzen der ganzen Klasse zu verwerthen. Ein Lehrer, welcher Jahrzehnte lang Mathematik-Unterricht geben mußte, hatte sich die Worte „also“ und „zum Beispiel“ so angewöhnt, daß er sie mehrere hundert Male in einer Stunde gebrauchte und zum Vergnügen der vor ihm sitzenden Jugend oft da, wo sie durchaus nicht hingehörten. Es kam vor, daß er zu einem Knaben sagte: „Setze dich zum Beispiel,“ auch gab er gern Ohrfeigen mit dem Worte „also“. Ein anderer bekam, wenn er zornig wurde, ein eigenthümliches Zucken am rechten Auge; bei diesem Zeichen trat meist eine gewisse Schwüle im Klassenzimmer ein; die Schüler merkten das heranziehende Wetter, und meist schlug es auch gehörig ein. Ein anderer Lehrer trug stets, selbst beim heitersten Himmel, einen Regenschirm, meist einen alten, fleckigen, der natürlich nach allen Richtungen hin durchlöchert war.

Jeder Stand hat seine Sonderlinge. So hörte ich

vor Kurzem von einem Offizier reden, der seine Pferde die größte Zeit des Jahres von seinem Burtschen reiten läßt; er selbst besteigt sie am Liebsten im Winter, wenn die Wege gefroren sind. Ein Major außer Diensten mußte sich jeden Tag zweimal ausräusonniren; es war ihm Stunden lang nicht recht wohl, bevor er nicht irgend einem Menschen den Marsch gemacht hatte. Darnach, wann's geschehen, bekam er Hunger und fing an zu essen mit dem frohlockenden Ruf „So nun habe ich es los.“ Derartige Lebensgewohnungen werden zur zweiten Natur des Menschen; der Mensch bekommt eine doppelte Natur; der Gegensatz der ursprünglichen und der mit der Zeit angenommenen erregt natürlich das Interesse der Beobachtung. In der Welt der alten Junggesellen und der hochgelehrten Männer der Wissenschaft gibt es gar viele Absonderlichkeiten. Ich kenne z. B. einen, der stets an den Füßen friert, in Folge dessen trägt er drei Strümpfe über einander und verdoppelte Doppelsehnen, und dennoch klagt er immer über kalte Fußböden. Um das Transpiriren, deutsch gesprochen, das Schwitzen richtig zu lenken, trägt er dicke schwere Flanellhemden mitten im Sommer und verwundert sich, daß es ihm auffallend warm ist. Zu den alten wunderlichen Junggesellen bieten die alten Jungfern die würdigsten Gegenbilder. Bei ihnen sind mit seltener Ausnahme Gang, Haltung, Kleidung und Putz fast immer einer besonderen stillen Beobachtung werth. Ja überhaupt das Alter macht die meisten Menschen curios, originell, eckig, eigenthümlich und sonderbar. Das „Alterchen“, das Großpapachen und der ernste strenge Greis bilden einen gewissen Gegensatz zu den Kindern der neuesten Zeit; sie fallen auf und foudern sich ab. Da hilft auch kein Meistern von irgend einer Seite; alte Leute gehen ihren eigenen Gang wie ja auch alte Uhren Reparaturen nicht gern vertragen. Es gibt oft ganz wunderfame alte Leute. Neulich las ich in einer lustigen Geschichte, betitelt „Die kranke Köchin“, von einem sonst biederen Alten, daß er vor lauter griesgrämigem Wesen sich über Alles, was ihm vorkam, in den größten Zorn reden konnte, bis er, plötzlich stillstehend, einen Menschen in seiner Nähe fragte: „Soll man sich darüber nicht ärgern?“ Sagte der Angeredete „Ja, darüber muß man sich ärgern.“ dann war der Alte besänftigt und ärgerte sich nicht weiter; bekam er das Gegentheil zu hören, dann ging das Räsonniren erst recht los. Ein anderer alter Mann hatte den Argwohn, daß Jeder ihm widersprechen wollte. Selbst bei der unschuldigsten, ruhigsten Unterhaltung gerieth er immer mehr in den Eifer, bis er schließlich zornig fragte: „Wollen Sie sich mit mir zanken?“ „Keineswegs,“ mußte dann der Andere sagen, und die Sanftmuth und Lebenswürdigkeit des Alten war auf einmal bewunderungswürdig. Ein mir verwandter, sehr alter Onkel verfertigte sich jeden Morgen die Anzahl Butterbrode, welche er den Tag über zu verzehren sich vornahm; eine Art Ordnungsliebe trieb ihn dazu; der Mann war allerdings 93 Jahre alt geworden.

Der Einfluß des Landes und der Stadt, wo wir

längere Zeit leben, ist bekanntlich sehr groß; er wirkt auf die ganze Lebensweise, so auch auf die Entstehung von Sonderbarkeiten in unserm Wesen und Benehmen. Namentlich die Bürger der Großstädte haben fast sämmtlich etwas Eigenartiges an sich; bekannt sind die Redensarten „Das ist ein ächter Berliner, Wiener oder Pariser!“ Ich reiste etliche Tage mit einem Berliner in der Schweiz umher, er war der gemüthlichste, freundlichste Mensch von der Welt, aber, wo er sich nur zeigte, gab es Wortgezänke; immer mußte er widersprechen. Nachdem er sich auf der schienigen Platte bei Interlaken mit anderen Berlinern über die Gletscher gezankt hatte, fragte er sie ganz artig: „Wo wollen Sie denn eigentlich weiter hin?“ „Auf's Faulhorn“, war die Antwort; da sagte er: „Na, da gehören Sie och hin!“ Alle zehn Minuten blieb er stehen und rief: „Gott behüte einen Menschen, wie schön is det hier!“ Oft sahen die Touristen meinen Reisegefährten an und flüsterten leise: „Ein ächtes Berliner Kind!“ Es gibt unter den Söhnen Englands wirklich wunderliche Gestalten. Wer hätte deren Curiositäten in Wiene, Gang, Haltung und Benehmen auf Reisen nicht schon lachend betrachtet? Einer entließ einen treuen Diener, weil derselbe eines Morgens das Badewasser anstatt nur 84 Grad 86 Grad warm ihm vorgefetzt hatte. Ein Alpenführer zu Interlaken erzählte mir, er sei einmal einen halben Tag mit einem stolzen Engländer gereist, der sich vorgenommen, nur sprungweise, mittelst eines hohen Alpenstockes die hohe Gebirgswelt zu bereisen. Und wirklich, die beiden sind den sonst für einen rüstigen Fußgänger immerhin 4 Stunden langen Weg von Interlaken nach der schienigen Platte in 2 Stunden hinauf gesprungen. Als sie oben angekommen waren, hatte der Engländer gemeint, ohne daß er sich überhaupt umgesehen und die Gletscherwelt betrachtet, sie sollten, nach einem Trunk kalten Vieres, sofort wieder herunter springen. Doch der sonst kernsefeste Führer war mittlerweile krank und elend geworden und mußte sich auf's Lager legen. Der springende Engländer dagegen bezahlte höchst anständig den ermatteten Mann und sprang, seinem Vorsatze getreu, den hohen Berg hinunter.

Zum Schluß eine Frage. Sollen wir die Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten in uns und an uns aufkommen lassen, oder sollen wir mit aller Kraft dagegen ankämpfen? Wir sprechen gern von „berichtigten Eigenthümlichkeiten“ und darunter verstehen wir alle diejenigen Wesensentfaltungen, welche mit den Anlagen und Talenten unserer Persönlichkeit übereinstimmen, diese sollen wir in schönstem Einklang mit dem Ganzen unseres Lebens ruhig sich entwickeln lassen und, so viel an uns ist, ausbilden, alle Eigenthümlichkeiten aber, welche unsere Persönlichkeit verunzieren und als Unnatur sich an unser Wesen anheften, sollen wir von Jugend auf bekämpfen, damit wir nicht ein Gegenstand des Spottes und Hohnes werden.

Colmar.

Dr Kocholl.

Zur Weltlage. Kaiser Wilhelm erfreut sich andauern- der Besserung seines Befindens.

Der Klemnergeselle Max Hödel, welcher das Leben Sei- ner Majestät zu bedrohen gewagt hatte, wurde am 16. August hingerichtet. Von seiner Frechheit, welche er bei den Verhören und der Gerichtsverhandlung an den Tag gelegt, ließ er selbst nicht im Angesichte des Todes. Der Vollziehung des Urtheils in der neuen Strasanstalt in Berlin wohnten verhältniß- mäßig nur wenige Zeugen bei.

Der Meuchelmörder Dr. Nobiling machte vor Kurzem einen Selbstmordversuch, der jedoch mißlang.

Bei den Stichwahlen zum deutschen Reichstage er- langten die Socialdemokraten noch einige Sitze, u. a. in Ber- lin (im 4. Wahlkreise), wo sich von 50,047 eingeschriebenen Wählern 42,362 an der Wahl beteiligten; von ihnen stimm- ten 22,020 für den Socialdemokraten Cigarrenfabrikanten F. W. Friscke.

Die Oesterreicher nahmen Serajewo, die Hauptstadt Bosniens, am 19. August nach heftigem Kampfe ein.



äthsel.

13.

Recept gegen das Heimweh.

Das Heimweh' selber nimm beim Schopf
Und scheer' ihm ab den langen Zopf,
Ich mein' den siebten seiner sieben,
Und thu' an dessen Stelle schieben
Den siebenten von fünfundzwanzig.
Und wärst du auch zu Haus in Danzig —
Sib Acht! das Mittel ist probat,
Willst du nur folgen meinem Rath.

Nr. 1—26 des Volksblattes sendet der „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E. gegen frankirte Zustellung von 1 M. franco zu.

Anzeigen.

**W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische
Reinigungsanstalt,
Königsfeldt's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entöltes Cacaopulver,
Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus
der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf
zu den Leipziger Original-Preisen
empfehlen
L. Meyer-Nicolay,
Straßburg i. E., Brandgasse 6,
gegenüber der Mairie.**

Griechische Weine.
Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr.
Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende
1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco,
Vino santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss
und roth, Vino Rosé.
Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10.
Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbro-
chüre auf Wunsch franco.
Neckargemünd. **J. F. Menzer.**

Im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha er-
schien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: C. Hand-
mann, der Slavismus im Richte der Ethik. 1878. 2 M. 40
Pf. Vielfach günstig besprochen.

Dresch - Maschinen für Handbetrieb, 1, 2, 3 und 4 Zug-
thiere letztere mit Puherei neuester
Construction.
Säcksel-Maschinen in 15 Sorten von 2 bis 6 Längen
schneidend, ganz aus Eisen und Stahl
gebaut von Nm 55—60 an. Neuer Catalog mit Preiscurant auf Wunsch
franco und gratis. Agenten erwünscht.
**Ph. Mayfarth & Comp.,
Maschinenfabrik in Frankfurt a. M.**

Pastoria. 41) Für das Stiftungshaus
gingen in 2071 Gaben 3261 M. ein.

In Vorbereitung ist:
Volksblatt-Kalender für 1879.
Zwischen 100—200 Seiten Taschenkalendarformat.
Enthält Erzählungen, belehrende Aufsätze, Gemeinnütziges,
Gebichte, Räthsel, Bilder u. s. w., auch weißes Papier zum
Eintragen von Notizen.
Preis gebunden 30 Pf., bei gleichzeitiger Bestellung von
wenigstens 25 Exemplaren je 22 Pfennige.
Bestellungen werden schon jetzt angenommen.

Für die **Sedanfeier**:
Chr. G. Hottinger. Der Krieg 1870—71. Mit 64 Por-
träts und vielen Denksprüchen in genauer Nachahmung der
Schriftzüge von Fürsten, Generalen, Ministern u. A., mit ein-
gestreuten kleinen Erzählungen, Gebichten u. s. w. Im Gan-
zen 212 Seiten und eine Karte. Ist in etwa 14000 Exempla-
ren verbreitet, wurde von einzelnen Personen in mehr als je
100 Exemplaren bezogen und von Behörden und Privaten
warm empfohlen.
1 Gr. gebunden franco zugeandt gegen Zustellung von
1 M. 30 Pf., 11 gleichzeitig bestellte Gr. 13 M., 20 Gr.
23 M. 40 Pf., 45 Gr. 52 M., 100 Gr. 114 M. Bei Be-
stellungen von 50 Gr. an außerdem für je 50 Gr. eines auf
besonders schönem Papier ganz in Leinwand gebunden unent-
geltlich. Im Buchhandel kostet das Gr. 1 M. 60 Pf. Post-
nachnahme ist bei kleinen Sendungen verhältnißmäßig sehr
theuer, dafür Posteingahlung zu empfehlen. Beträge bis
zu 3 M. können in deutschen Briefmarken (à 10 Pf.) ein-
geandt werden an den Verfasser in Straßburg i. E.

In dem Schottischen Saale in Straßburg,
Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den 25. August,
Vormittags 11 Uhr in der **englischen Sprache** Gottes-
dienst abgehalten werden.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.